

Ich hielt meine Mutter nie für eine Messie, das muss ich gleich zu Beginn klarstellen. Sie besaß ein großes, ordentliches Wohnzimmer, wo alles seinen Platz hatte. Schöne Holzregale und Vitrinen, in denen sie geschmackvolle Dekostücke aufbewahrte. Eine gemütliche Sitzecke neben dem Kamin. Bilder an den Wänden, von denen einige sogar einen Namen hatten. Auch in der Küche hatte alles seinen Platz: der Toaster, die Mikrowelle, die Brotschneidemaschine, der elektrische Dosenöffner, all das stand jahrelang ordentlich an derselben Stelle. Aber wenn meine Mutter eine besondere Schwäche hatte, dann war es die des Sammelns. Ihre Vorliebe galt keinen besonderen Dingen, sondern allem Möglichen. Ich nenne sie einfach Sachen. Ja, das war es, was sie interessierte: Sachen, egal welche.

In den zehn Jahren, in denen ich mit ihr in einem Haus lebte, gewöhnte ich mich daran. Ich erinnere mich noch, als wir das Haus, in das wir zusammen einzogen, das erste Mal sahen. Die Wände waren gerade frisch gestrichen worden, die Böden glänzten. 150 Quadratmeter Fläche warteten darauf, von uns bewohnt zu werden. Wir begannen, das Haus schön einzurichten, und während des ersten Jahres war alles noch ganz normal. Man konnte noch auf der Couch vor dem Fernseher sitzen, sich entspannt zurücklehnen und Wetten dass ansehen. Es war noch möglich, hinten raus über die Terrasse zu dem Anbau zu gehen, in dem ich meinen Wohnraum hatte. Und man konnte auch den Wagen vor dem Haus problemlos parken oder wenden, wenn einem danach war. Mit der Zeit begannen sich die Sachen im Haus jedoch anzuhäufen. Ich arbeitete den ganzen Tag in einem dreißig Kilometer entfernten Büro und hatte keine wirkliche Ahnung von dem, was meine Mutter den ganzen Tag lang so trieb. Manchmal arbeitete sie im Garten, wo sie Blumen umtopfte oder die Erde harkte. Oder sie stand in der Küche, wo sie einen Eintopf kochte, den sie dann portionsweise einfro. Andere Male fuhr sie in ihrem Wagen ins Dorf, um auf den Markt zu gehen, um Gemüse und Obst für die Woche zu kaufen. Jedes Mal, wenn sie ins Dorf wollte, musste sie an einer Mäilstelle vorbeifahren; einer Stelle am Straßenrand, an der Bewohner der Außenbezirke ihren Müll deponierten, der dann samstags von der Dorfgemeinde mit einem Laster abgeholt wurde. Ich kannte die Stelle gut. Die Bewohner stellten dort nicht nur ihren Müll ab, also den Küchenmüll, sondern alles, was sie nicht mehr gebrauchen konnten. Wenn andere Menschen etwas nicht mehr gebrauchen konnten, hieß es aber noch lange nicht, dass es nicht für meine Mutter brauchbar war. Aus dem Grund machte sie fast immer vor dieser Mäilstelle halt. Manchmal hielt sie dort, weil sie ihren Müll abstellen wollte, meistens nichts weiter als eine kleine Plastiktüte voller Kartoffelschalen und leerer Dosen. Und sehr oft fuhr sie mit einem halb vollgeladenen Wagen wieder weiter. Zum Beispiel an jenem Tag, an dem sie acht sehr große Setzkästen auf der Mäilstelle fand. Es waren originale Holzschubladen aus einer Druckerei, die – dessen war meine Mutter sich ganz sicher – bestimmt ihren Wert hatten. Ein anderes Mal fand sie fünf große Spiegel, sehr hohe, die sicherlich auch einiges kosteten. Einen besonders guten Fang machte sie an dem Tag, als sie mit drei Schaufensterpuppen im Auto wegfuhr.

Wenn ich sie dann fragte, wozu sie die vielen Spiegel, Setzkästen und Mannequins brauchte, warf sie mir einen Blick zu, als ob ich vom Mond käme:

»Wozu sind Spiegel nützlich? Wozu Schaufensterpuppen oder Fensterscheiben?«

Und da ich merkte, dass sie auf diese Fragen jedes Mal sehr empfindlich reagierte, vermied ich es, darüber zu reden.

Ich beobachtete, was alles an neuen Sachen in unserem Haus auftauchte, und sagte nichts mehr. Unser Esstisch in der Küche war immer vollgepackt: ein Hammer, eine Klebetube, Schrauben, Taschenlampen, Gummibänder, Zettel. Und es gab auch Schalen, die mit kleineren Sachen gefüllt waren: Briefmarken, Stecknadeln, Därsen, Schraubchen. Wenn man am Küchentisch frühstücken oder essen wollte, musste man erst mal diese ganzen Sachen zur Seite schieben, damit man einen Teller hinstellen konnte. Ein Jahr nach unserem Einzug konnte man diese gefüllten Schalen überall im Haus finden: auf dem Küchenschrank, auf den Ablagen des Badezimmers, auf dem Wohnzimmertisch. Es waren Schalen, in die sie die ganz kleinen, winzigen Sachen reinpackte, um nicht den Überblick zu verlieren: die winzige Porzellannase, die einer Puppe mal abgefallen war, eine Briefmarke, ein Streichholz, das sicherlich nützlich sein könnte, falls die Streichholzschachtel mal leer wäre etc. etc.

Ich muss zugeben, dass es Momente gegeben hat, in denen ich irgendetwas Bestimmtes in kürzester Zeit

auch gefunden habe. Und zwar genau dann, wenn ich es gerade mal brauchte: eine Tube Schnellkleber, ein Hustenbonbon oder einen Teppichklopfer (wer besitzt heutzutage noch ein Teppichklopfer?). Ich jedenfalls war mir sicher, dass wir keinen besaßen, als ich einen brauchte. Und siehe da, es war nicht nur so, dass wir einen im Haus hatten, sondern meine Mutter wusste auch sofort, wo: in der Küche hinter dem Kühlschrank.

Nach zwei Jahren war das Haus mit Sachen zugebaut. Dinge quollen aus den Regalen, standen übereinander in jeder Ecke. Und auf dem Weg über die Terrasse zum Anbau standen Kartons und Säcke voller Sachen, in die ich nie reinblickte oder nicht reinblicken konnte, weil sie oben mit einem Bändchen sorgfältig zugeschnitten (und verknotet) waren. Wenn ich am Wochenende im Haus sauber machte, um meiner Mutter ein bisschen behilflich zu sein, tat ich es nur mit dem Staubsauger: Ich saugte einfach über die Sachen hinweg oder drum herum. Das Praktische daran war, dass man sehr schnell fertig wurde. Manchmal saugte ich um so viele kleine Sachen herum, dass diese aus Versehen mit eingesaugt wurden. Meine Mutter ahnte dies und hasste es, wenn ich zum Staubsauger griff. Gerade das Verschwinden sehr kleiner Dinge war ihr ein Altraum.

Dieses Thema war sehr heikel, und deshalb vermieden wir es, darüber zu sprechen: Was ist für wen natürlich? Das ist ein bisschen so, als diskutiere man über Religion oder Politik. Ich liebte es sein, auch weil ich immer im Stress war und keine Zeit hatte. Von zu Hause fuhr ich ins Büro und vom Büro abends mitternachts nach Hause, wo ich mich nur noch aufs Sofa vor den Fernseher fallen ließ.

Der Weg über die Terrasse zum Anbau – meiner kleinen Wohnung – wurde immer schmaler. Links und rechts häuften sich immer mehr Sachen an, und manchmal schob ich die Sachen einfach nur mit dem Schuh drei Zentimeter weiter nach hinten an die Wand, um diesen schmalen Weg, der mir noch geblieben war, breiter zu machen. Um mein Terrain, also wenigstens den Weg in meine Wohnung, zu verteidigen. Aber es gab Tage, an denen meine Mutter anscheinend vergaß, dass ich dort hinter der Terrasse in einer kleinen Wohnung lebte. Denn manchmal war der Weg völlig zugebaut, und dann blieb mir nichts anderes übrig, als über die Sachen hinwegzusteigen. Wobei mir aber durchaus bewusst war, dass ich dies nicht einfach so hinnehmen durfte, es sei denn, ich wollte irgendwann über das Fenster in meine Wohnung gelangen. Aber nichts war mir unangenehmer, als dieses Thema anzuschneiden. Und deshalb vermied ich es.

Zwei-, dreimal im Jahr, wenn es mich überkam, packte ich das Thema dann doch an und schlug meiner Mutter vor, wenigstens die unbrauchbaren Sachen – also die, die schon seit Jahren in Säcken und Kartons lagen –, wegzuschmeißen, oder zu verschenken. Ich erklärte ihr, dass sich mittlerweile so viel angehäuft hatte, dass wir wichtige Sachen auch gar nicht mehr finden konnten, weil alles verpackt und zugestellt war. Ich nannte ihr als Beispiel den Tag, an dem ich den kleinen Staubsauger suchte. Nicht der große Staubsauger, sondern ein kleiner, der sehr natürlich war, wenn man zum Beispiel mal schnell das Auto staubsaugen wollte. Gut. Dieser kleine Staubsauger befand sich im unteren Regal eines Schrankes, vor dem jedoch acht sehr schwere, vollgepackte Kartons standen, die ich keinen Zentimeter bewegen konnte. Also musste ich auf den handlichen Staubsauger verzichten; nicht nur an jenem Tag, sondern auch in den darauffolgenden Wochen und Monaten. Ich sagte: »Dann kauf ich eben neue. Denn an den komme ich ja nicht mehr ran.«

Meine Mutter sah dann da wie eine Sphinx, eiskalter Blick, unnahbar, mit einem Strichmund, und starrte mir in die Augen. Und mir war klar, dass das als Antwort genügt. Dieses Thema war tabu, und man hatte nicht darüber zu reden.

Eines Tages – ich kam gerade vom Büro nach Hause –, erwartete meine Mutter mich in der Küche. »Ich hab eine ganz tolle Idee!«, sagte sie.

»Und das wäre?«

»Ich werde auf den Flohmarkt gehen, um einige Sachen zu verkaufen!«

Ich stand gerade vor dem Herd und blickte in einen großen Topf Gemüsesuppe, die sie an dem Nachmittag gekocht hatte, und eigentlich hätte mich in dem Augenblick nichts mehr interessieren sollen als das. Doch als ich diese Worte hörte, drehte ich mich auf dem Absatz um: »Um Sachen zu verkaufen?« Ihre Augen blitzten, während sie mich erwartungsvoll ansah. »Wie findest du das?«

»Keine schlechte Idee«, sagte ich vorsichtig. »Flohmarkt ist was Tolles.«

Ä»Ich kännte zum Beispiel die Mannequins verkaufenÄ«, sagte sie. Ä»Und die Puppen mit den Puppenwagen. Das sind doch alles geeignete Dinge, um sie auf einem Flohmarkt zu verkaufen. Oder? Was meinst du?Ä«

Ä»JaÄ«, antwortete ich, noch immer zurückhaltend, weil ich wusste, dass jede Art des Drängels eine kontraproduktive Wirkung hervorrufen könnte. Ä»Für die Schaufensterpuppen wirst du wohl sofort Interessenten finden.Ä«

Ichellte mir ein Teller mit Gemüsesuppe und versuchte, mir meine Verblüffung nicht anmerken zu lassen. Als ich mich zu ihr an den Tisch setzte, blickte sie nachdenklich zur Decke. Und später, als sie durchs Haus ging, um zu prüfen, was sie sonst noch alles auf dem Flohmarkt verkaufen könnte, verschwand ich in meinem Zimmer, um allein zu sein und um dem lieben Gott für diese außergewöhnliche Eingebung, die er ihr geschenkt hatte, zu danken. Ich stellte mir vor, wie die Sachen langsam aus unserem Haus verschwanden, wie meine Mutter Kisten und Kartons und Säcke ins Auto packte und leere Flächen entstanden. Im Geiste sah ich unsere Terrasse mit nichts anderem als einem Tisch und vier Stühlen und vielleicht noch ein paar hässlichen Blumentöpfen drum herum. Halt so wie in jedem anderen, normalen Haus.

Meine Mutter war von ihrer Idee so besessen, dass sie noch in derselben Woche zum Rathaus fuhr und sich nach einem Flohmarktplatz erkundigte. Man gab ihr ein Kärtchen mit der Nummer 322, und sie zahlte den Platz sechs Monate im Voraus. Ich sagte ihr, dass ich sie das erste Mal begleiten würde. Den ganzen Samstag verbrachte sie damit, das Auto mit Sachen zu füllen, während ich mich um die Dinge kümmerte, die wir auf dem Flohmarkt benötigen würden: einen Tisch, eine Tischdecke, zwei Hocker, eine Thermoskanne mit Kaffee.

Sonntag um sieben Uhr früh standen wir dann auf unserem Platz. Ich hatte noch nicht einmal unseren Tisch aufgebaut, als sich die ersten Interessenten bereits nach den alten Kaffeemühlen erkundigten, die meine Mutter gerade aus den Kisten packte. Ein Ehepaar aus Holland nahm später die Mannequinpuppen mit. Und noch bevor es zwei Uhr nachmittags wurde, hatten wir bereits die Hälfte aller Sachen verkauft. Auf der Rückfahrt nach Hause öffnete meine Mutter eine kleine Metallschatulle und zählte erwartungsvoll das Geld.

Ä»Fast dreihundert Euro!Ä«, rief sie.

Ä»Na, damit können wir doch etwas anfangenÄ«, sagte ich vorsichtig.

Am darauffolgenden Sonntag fuhr sie allein zum Flohmarkt. Diesmal brachte sie es auf zweihundertachtzig Euro. Und am dritten Sonntag kam sie mit dreihundervierzig Euro zurück.

Ä»Jetzt könnten wir uns das kleine Gartenhäuschen leisten, das wir im Einkaufszentrum gesehen habenÄ«, sagte ich. Ä»Weißt du noch? Dieses Häuschen, in dem wir das Gartenwerkzeug hineinstellen könnten.Ä«

Ä»Jaha!Ä«, antwortete sie enthusiastisch. Ä»Wir könnten jetzt auch die Markise für die Terrasse kaufen! Ich hab heute nicht nur viel verkauft, sondern auch ganz tolle Sachen gefunden!Ä«

Ä»Gefunden?Ä«

Ä»Ja. Jetzt wirst du staunen!Ä«

Sie rannte aus der Küche und hastete zum Auto. Ich beobachtete sie durch das Küchenfenster und sah, wie sie mit einem großen Karton unter dem Arm zurückkam. Ä»Guck dir das nur an!Ä«, sagte sie und kramte lauter Dinge aus dem Karton, die sie auf den Küchentisch stellte.

Ä»Eine ganz tolle Pfeffermühle für nur einen Euro! Dabei habe ich neulich eine ganz ähnliche für zehn Euro verkauft! Hier, schau! Eine Lampe für drei Euro! Ist die nicht hässlich? Unsere alte Lampe hat mir ein Engländer letzte Woche für zwölf Euro abgekauft! Er sagte noch, dass sie ideal für sein Segelboot sei.Ä«

Ä»Man könnte also sagen, dass du dieselben Sachen kaufst, die du gerade verkauft hastÄ«, sagte ich.

Sie sah mich aus verengten Augen an. Ä»So könnte man es sagen. Aber €! Fällt dir dabei denn nichts auf?Ä«

Ich erwiderte ihren Blick. Eigentlich war ich nicht darauf bedacht, mich auf ein solches Gespräch einzulassen, da es ganz bestimmt in keine gute Richtung verlaufen würde.

Ä»Ich verkaufe die Dinge mit Gewinn!Ä«, sagte sie. Ä»Das ist das Geschäft des Flohmarkts. Man kauft für wenig Geld und verkauft es dann teurer. Und das bedeutet Gewinn. So funktioniert die Welt.Ä«

Ä»MhÄ«, sagte ich. Ihr Geduldsfaden lag an der Grenze. Das spÄ¼rte ich.

Und so lief meine achtzigjÄ¼hrige Mutter jeden Sonntag bei DÄ¼mmerung aus dem Haus. Schwang sich auf den Fahrersitz ihres VW-Busses und fuhr zum Flohmarkt. Selbst bei vierzig Grad Hitze oder im Winter, bei prasselndem Regen oder EiseskÄ¼lte stand sie da, mit Handschuhen, eingemummt in dicke Wollpullover, und verkaufte die Dinge, die sie eine Woche zuvor an irgendeinem Stand billig gekauft hatte. Auf der RÄ¼ckfahrt nach Hause brachte sie immer mehr Sachen mit. Einmal kam sie mit einem vollen Auto gebrauchter Teppiche, die ein Marokkaner ihr zu einem Spottpreis vermacht hatte, da er dringend das Geld benÄ¼tigte, um nach Marokko zu fahren.

Ä»Du mir geben hundert Euro! Und du verkaufen fÄ¼r zweihundertfÄ¼nfzig!Ä«, hatte er ihr erklÄ¼rt.

So vergingen die Jahre. Vor unserem Hauseingang hÄ¼uften sich Holzplatten in allen GrÄ¼ßen an. Leere BlumentÄ¼pfe standen dutzendweise herum. Mehrere alte FahrrÄ¼der, Kinderautos aus Plastik, kaputte Bilderrahmen, die irgendwann repariert werden sollten, fÄ¼llten den Garten. Wenn ich mit dem Wagen bis vors Haus wollte, weil ich vielleicht einen grÄ¼ßen Einkauf im Supermarkt gemacht hatte, konnte ich nur noch vorwÄ¼rts oder rÄ¼ckwÄ¼rts fahren. Ein Wenden war nicht mehr mÄ¼glich, wenn ich nicht Ä¼ber sÄ¼mtliche Sachen fahren wollte.

Im Haus, in den Regalen und SchrÄ¼nken, gab es keine freie Stelle mehr, und es gab auch keine Stelle mehr, wo man ein neues Regal oder einen neuen Schrank hÄ¼tte hinstellen kÄ¼nnen. Im kleinen GÄ¼stezimmer am Ende des Flurs gab es ein Regal, das sogar zusammengebrochen war. Es hatte seinen Geist unter der Last der Sachen aufgegeben und lag dann monatelang zugeschÄ¼ttet von Sachen auf dem Boden, weil es gar nicht mÄ¼glich war, dorthin zu gelangen, ohne Ä¼ber andere Sachen in Kartons oder SÄ¼cken hinwegzusteigen, mit der Gefahr, diese zu beschÄ¼digen, falls ihr Inhalt fragil war.

Um es kurzzufassen: Das Haus war voll. Es hatte uns jeden Zentimeter Raum zur VerfÄ¼gung gestellt, aber nun ging nichts mehr. Es war kein weiterer Leerraum vorhanden, weil das Haus nun mal nur diese FlÄ¼che besaÄ¼. Nicht mehr und nicht weniger. Mir wurde bewusst, dass wir bald ein grÄ¼ßeres Haus benÄ¼tigen wÄ¼rden. Aber ich schwieg und dachte nur, dass meine Mutter selbst darauf kommen mÄ¼sste. Sie war meine Mutter, und ich respektierte sie. Eine alte, gebrechliche Frau, die den Krieg miterlebt hatte, die an Rheuma litt, an niedrigem Blutdruck und an Schlaflosigkeit. Ich wusste, dass es nur eine Mutter im Leben gibt und dass man diese respektieren muss. Ich meine, sie war ja auch ein interessanter und edler Mensch. Es gab nichts, was sie nicht konnte: kochen, backen, basteln, Holz hacken. Einmal hatte sie sogar einen Kamin gebaut. Na gut, dann musste man halt einiges in Kauf nehmen. Dann musste man eben die Sachen auf dem Weg zum Anbau wegschieben. Dann musste man halt rÄ¼ckwÄ¼rts oder vorwÄ¼rts zum Haus fahren, um den Einkauf auszuladen.

Selbst wenn wir mal GÄ¼ste hatten und das Haus gerade wirklich ein einziges Chaos war, fand meine Mutter eine geeignete LÄ¼sung: Lass uns die Pecholts doch einfach in ein Restaurant einladen! Und so gingen wir dann mit unseren GÄ¼sten in ein Restaurant und erklÄ¼rten ihnen, dass wir zu Hause einen Rohrbruch hatten â€œ oder der Gasofen kaputt sei oder weiÄ¼ der Geier was. Ins Restaurant zu gehen, hatte wiederum den Vorteil, etwas essen zu kÄ¼nnen, das wir zu Hause nie kochten: etwa TrampÄ¼ oder Tumbet oder Kaninchen in WeinsoÄ¼. AuÄ¼erdem ersparten wir uns so den Abwasch sowie das mÄ¼hsame WegrÄ¼umen der Pfannen und KochtÄ¼pfe, in voll beladene und ohnehin zugestopfte Regale, in die nichts mehr reinpasste.

Als meine Mutter in einem FrÄ¼hsommer mit 82 Jahren plÄ¼tzlich starb, hatte ich keine Zeit, um Ä¼ber diese Dinge nachzudenken. Erst einige Wochen danach kam mir die Aufgabe in den Sinn, die mir jetzt bevorstand: Ich musste das Haus leeren. Drei Tage lang lief ich von Zimmer zu Zimmer, ohne zu wissen, wo ich anfangen sollte. Aus diesem Grund packte ich es irgendwann einfach kopflos an und lief in den erstbesten Raum, um Kartons zu Ä¼ffnen.

Die Dinge, die ich fand, bereiteten mir schlaflose NÄ¼chte. Es fand sich alles, was man sich nur vorstellen konnte, und vieles in dreifacher, zehnfacher, hundertfacher Version. So fand ich zum Beispiel einen grÄ¼ßen Schuhkarton mit achtundzwanzig Scheren. Eine groÄ¼e Holztruhe mit Weihnachtspapier und Schleifen, die meine Mutter Ä¼ber dreiÄ¼ig Jahre lang gesammelt haben musste. Eine weitere, noch viel grÄ¼ßere Truhe enthielt so viel Weihnachtsdeko, dass man eine Kleinstadt damit hÄ¼tte schmÄ¼cken

kännen. Es gab einen Karton gefüllt mit Kerzen in allen Größen und Farben. Ein Riesenkarton enthielt Reißverschlüsse, ein anderer Radiergummis oder Mal- und Bleistifte. Nicht zu vergessen: der Schlüsselschlüsselkarton. Wenn jemand in unserem Dorf mal einen Schlüssel benutzte, dann hatte er diesen bei uns gefunden: Schlüssel in allen Größen und Variationen, von großen alten bis zu denen, die so winzig waren, dass man sie kaum sehen konnte. Ich fand massenweise gestapelte Kleider und Stoffe und Gardinen. Eine Bekannte trug achtzehn große Müllsäcke voller Stoffe in ihren Wagen. Außerdem fand ich Wasserpumpen und vier verschiedene elektrische Bohrer. Oder Außenlampen, mit denen man ein Fußballfeld hätte hell erleuchten können. Im Wohnzimmer stand eine sehr lange Kommode, in die ich in den letzten Jahren nie reingeschaut hatte. Diesmal blieb mir nichts anderes übrig. Und mit was war sie gefüllt? Tischdecken! Weiße, hellblaue, rosa, gelbe Tischdecken. Bei fünfundsiebzig gab ich das Zählen auf.

Und doch hatte alles irgendwie seine Ordnung: Fand ich eine Puppe, der ein Arm fehlte, so tauchte irgendwann mal ein Kästchen auf, welches genau diesen Arm enthielt. Oder ein anderes Kästchen mit dem Deckel eines Weckers, dem Beinchen eines Pöppchens oder das kleine WC, welches in das Bad einer Puppenstube gehörte.

Das Sortieren und Entleeren des Hauses dauerte vier Monate. Stoffe, Kleidung, Vorhänge sowie einige Möbelstücke gingen an die marokkanische Gemeinschaft unseres Dorfes. Puppen, Kaffee- und Pfeffermühlen zurück an den Flohmarkt. Ich schenkte sie ein paar Flohmarkthändlern, die sich mit meiner Mutter, als diese noch lebte, gut verstanden hatten. Es war schon seltsam, wie sich das Rad drehte. Wie die Dinge, die meine Mutter irgendwann mal verkauft und später gekauft hatte, nun auf dem Flohmarkt wieder verkauft wurden.

Irgendwann war das Haus dann leer.

Man konnte im Wohnzimmer sitzen und Kaffee trinken und sich frei bewegen. So saß ich später oftmals da. Nachmittags warf die Sonne ihre letzten Strahlen durch die Fenster. Das Wohnzimmer wurde in ein warmes, goldenes Licht getaucht. Draußen hörte man die Vögel zwitschern. Und ich saß auf dem Sofa, erinnerte mich an alte Zeiten und blickte nun auf leere, kahle Wände.

(c) 26.10.2016 22:32 von Ji Rina

Weitere Texte finden Sie unter <http://www.leselupe.de>